

Warum Naturschutz, Naturwald, Waldwildnis?

Günther Schaller, 2008

<http://www.wildniswald.de>

	Seite	
Begründung für den Naturschutz.....	1	Folgende Texte sind als Argumente für das Zulassen von Wildnis gedacht. Die Begründungen sollen den „ganz normalen“ Interessierten ansprechen, aber keinen professionellen Naturethiker überzeugen oder bekehren. Vielleicht gelingt es, mit wenigen philosophischen Fachausdrücken mehr Wildnisfreunde zu gewinnen.
Der frühere Wald.....	3	
Der Wald heute.....	4	
Naturschutz – Waldschutz.....	5	
Waldformen und ihr Wert.....	6	
Waldwildnis bedeutet Dynamik.....	7	
Waldwildnis und Ästhetik.....	8	

Begründung für den Naturschutz

Häufige Begründungen für den Naturschutz, stark zusammengefasst, lauten:

- *Naturschutz sei eine moralische Verpflichtung der Gesellschaft. Nur ein unmoralischer Mensch könne diesen Grundsatz anzweifeln.* Der zweite Satz soll verhindern, dass der erste diskutiert wird. Abgesehen davon: Was ist den vielen zu entgegen, die sagen, sie seien halt nicht moralinsauer. Zudem sagt Habermas (1992): „Die Verantwortung des Menschen für Pflanzen und für die Erhaltung ganzer Arten läßt sich nicht aus Interaktionspflichten, also moralisch begründen“.

- *Die Natur hätte einen Eigenwert und sei deshalb an sich schützenswert,* sagen diejenigen, die den Menschen nicht über der Natur stehend (anthropozentrisch) sehen wollen. Dieser „intrinsische Eigenwert“ ist bereits rein formal problematisch, denn der „Wert“ ist eine subjektive Zuweisung, zu welcher die „Natur“ nicht fähig ist. Deshalb stellt diese Begründung die Sichtweise des Menschen dar und ist somit in sich widersprüchlich. Der „inhärente Eigenwert“ wird vom Menschen zugewiesen. Auch wer diesen Wert nicht anerkennt (und auch nicht muss), muss den wertschätzenden Menschen achten. D.h., letztlich bezieht sich der inhärente Wert auf die Pflichten gegenüber den Menschen und nicht gegenüber der Natur (allenfalls „in Ansehung“ der Natur). Hierzu bei Potthast, T.: <http://books.google.com/books?id=zjNWtnudFGQC&pg=PA131&lpg=PA131&dq=naturethik+eigenwert&source=web&ots=VF2MKIzXSw&sig=R70HfIcLFYf7bQOzOF6VgEwauZI>

- *Wir hätten eine Verpflichtung gegenüber der Schöpfung.* Dann wären diejenigen, die nicht an eine Schöpfung, einen Schöpfer glauben und auch nicht glauben müssen, nicht verpflichtet. (Wer nur den „Schöpfer“ als Instanz zulässt, missachtet die Glaubensfreiheit des Anderen).

- *Wir hätten die Verantwortung gegenüber unseren Kindern, eine intakte Natur zu hinterlassen.* Fragt sich, ob die Nachwelt eine Natur haben möchte, wie sie uns vorschwebt, oder lieber eine Welt, in der ihre Existenz erleichtert und ihre Würde gesichert ist. Ich selbst lebe lieber heute in der technisierten Umwelt als im extrem artenreichen 17. Jahrhundert, der Ära der Hungersnöte und Unfreiheit. (Zur Verantwortung gegenüber der Nachwelt siehe Birnbacher, Dieter: *Verantwortung für zukünftige Generationen*, Stuttgart: Reclam: 1988 und „Sind wir für die Natur verantwortlich“ in „Ökologie und Ethik“, Hrsg. Birnbacher, D, Philipp Reclam jun., Stuttgart, 1980, ergänzt 2001)

Neben Moral und Ethik begründet der Ressourcenwert der Natur deren Schutz:

- *Wir bräuchten die Biodiversität, um unsere Lebensgrundlagen zu sichern.* Mag sein, meint der Pragmatiker, aber brauchen wir zum Überleben Kakerlaken, Krähen, Kohlröschen und Co.? Der Theoretiker entgegnet zurecht, wertvolle Genbestände von Flora und Fauna seien zu sichern. Hierzu genügen aber Genbanken und Zoos, und um die Sicherung natürlicher Stoffe und Gene bemüht sich die Industrie, ohne dass jeweils die Natur geschützt sein muss. Der Schutz natürlicher Ressourcen konkurriert mit anderen Nutzungen. Die jeweilige Kosten-Nutzen-Abwägung bestimmt die Bereitschaft, für den Naturschutz zu zahlen. Da künftiger Nutzen aus der Natur nicht vorhersehbar ist, wird die Entscheidung im Zweifelsfall zugunsten des momentanen, bekannten Nutzens ausfallen.

Als nichtmonetäre Ressource kann die „Ästhetik“ betrachtet werden:

- *Wir schützen die Natur, weil sie uns gefällt, uns Freude bereitet, uns berührt.* Skeptiker des Ästhetik-Arguments führen an, dann wären nur ästhetisch ansprechende Arten geschützt. Damit wird aber nicht das Prinzip angezweifelt, sondern die praktische Umsetzung. (Dies gilt auch für den obigen Einwand des „Pragmatikers“ zum Schutz wirtschaftlich wertloser Arten. Genau so gültig wäre die Folgerung, dass Arten wie z.B. Papageien gerade wegen ihrer Schönheit ausgerottet würden. Ein moralischer Botaniker wird z.B. ornithologische Vielfalt nicht nur nicht schützen, sondern sogar bekämpfen, wenn sie sein botanisches Naturbild beeinträchtigt – aber damit ist die Moral als Begründung noch nicht widerlegt). Möglicherweise ist der Einwand der „Ästhetik-Skeptiker“ in der Praxis unerheblich, denn wer einen schönen Biotop oder eine „charismatische“ Art schützt, schützt unattraktive Arten, ohne es zu wissen, verhindern zu können oder zu wollen. Das Argument der Ästhetik erklärt immerhin, warum Motorradfahrer am Sonntag lieber in schönen Talschluchten herumrasen als auf ähnlich krummen Wegen durch Maisäcker, und sie würden schon deshalb das Tal schützenswerter empfinden als den Maisacker.

Wenn akzeptiert würde, dass sich der Naturschutz hinreichend und allgemeingültig mit der Ästhetik begründen lässt, wäre zu klären, welche Konsequenzen diese Begründung für ihre Umsetzung in die Naturschutzpraxis haben kann:

Der konsequente Schutz der Natur ist ihr Schutz vor gezielten Eingriffen des Menschen, unabhängig von den Folgen dieses (Nichts-)Tuns für die (registrierten) Arten und Biotope. Indirekte Einflüsse des Menschen können zwar weltweit nicht verhindert werden, für den Ablauf natürlicher Prozesse ist aber der „Verantwortliche“ für die Einflussfaktoren ohnehin unerheblich. Dieser konsequente Naturschutz steht neben dem Arten-, Biotop- und Umweltschutz, ihre Wirkungsbereiche überlappen sich allenfalls, möglicherweise auch konflikthaft.

Greift der Mensch in Mitteleuropa nicht in Landschaften ein, entsteht in aller Regel Wald.

Reiner Naturschutz ist deshalb Zulassen von Wildniswald. Die Entwicklung von Wildnis ist grundsätzlich unvorhersehbar. Aus dieser bewussten Erkenntnis heraus kann sich die Ästhetik als sorgenfreie sinnliche Wahrnehmung des Wandels entwickeln. Unser derzeitiges sorgenvolle Naturbild ist dagegen statisch und nostalgisch: alles möge hoffentlich so bleiben wie es ist oder einst war.

Natürliche Entwicklungen sind meist gut erklärbar, da sie nicht durch die Beliebigkeit menschlicher Eingriffe gestört sind. Die intellektuelle Auseinandersetzung mit der Waldwildnis ist nicht die eines Wissenschaftlers, der im Idealfall emotionsfrei nach dem Richtigen sucht. Der Freund des Naturwaldes erkennt selbstverständlich auch mit dem Verstand, die Erkenntnis löst aber kein forstwirtschaftliches oder naturschutzfachliches Handeln aus, sondern lässt sinnliche Wahrnehmung zu, eine Ästhetik der Gegenwelt zur Technik und Kultur. Diese Ästhetik ist anspruchsvoll, vergleichbar mit der Fähigkeit, Smaragd vom Grünglas unterscheiden zu können, und die Betrachtung der Natur ergibt nicht nur ein Bild, sondern Bilder einer Entwicklung. Anstatt zu versuchen, „Natur“ nach unserem derzeitigem Naturbild zu formen, können wir eine neue Ästhetik mit dem Wildnis-Wald heranwachsen lassen. Ästhetik ist keine Konstante, auch in der Kunst entwickelt sie sich fort – noch vor kurzem waren der Jazz Urwaldmusik und abstrakte Kunst entartet

Im Gegensatz zur Kulturlandschaft ist der Wildniswald wegen seiner konzeptionellen Kompromisslosigkeit geschützt vor der Beeinträchtigung durch Gewinnstreben, das sich die Ästhetik zunutze macht – z.B. Sporthotelanlagen oder Info-Zentren inmitten der (damit zerstörten) Wildnis.

Weiterführende, zusammenfassende Literatur und Bibliografien zur Naturethik z.B. bei Krebs, Angelika (Hrsg.): *Naturethik. Grundtexte der gegenwärtigen tier- und ökoethischen Diskussion*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.

Galert Th: *Biodiversität als Problem der Naturethik. Literaturreview und Bibliographie*, in: http://www.ea-aw.de/pages/publikationen/forschungsbericht/1996_1998.pdf

Der frühere Wald

Mitteleuropa wäre ein eintöniges Waldland, wenn nicht der Mensch das bunte Mosaik der Äcker und Heiden, Wiesen und Weiden geschaffen hätte und den Wald im Laufe von Jahrtausenden mehr und mehr zurückgedrängt hätte, schrieb fast wortwörtlich der Landschaftsökologe Prof. Dr. H. Ellenberg. (Dieses Bild weckt ein bisschen wehmütige Erinnerungen an Zeiten vor dem agrarindustriellen Anbau von Raps- und Maismonokulturen).

Axel Beutler, ebenfalls Ökologe, kommt zu anderen Schlüssen: Dichte Wälder entwickelten sich vor allem an Standorten, wo Bäume eine besonders große Vitalität erreichen, oder Orte, die Pflanzenfresser nur mit Mühe erreichen können. In vielen Gebieten dominierten Parkwälder mit Eiche, Kiefer, Fichte, Serbischer Fichte, Eibe, gebietsweise Grauerle sowie Obstbäume, in anderen Gras- oder Zwergstrauchheiden mit Kiefer, Schlehe, Ginster, Wacholder, Heckenrose und Buchsbaum. Vielleicht würden dann hier, ähnlich wie auf den Schachten im Bayerischen Wald, einzelne total verbissene Ahorn- oder Fichtenbäume stehen. Wahrscheinlich entstünden vielerorts macchienähnliche Bestände, dichte Schlehen-, Rosen-, Himbeergebüsche, Wacholder- und Buchsbaumhaine etc. Im Inneren von solchen Dornestrüppe könnten sich dann verbissemphindlichere Gehölze ansiedeln. (Siehe <http://home.arcor.de/limnologie/Beutler.htm>).

A. Beutler meint also, schon seit Jahrzehntausenden hätte der Mensch das Aussehen der Wälder massiv gestaltet, indem er die großen Pflanzenfresser nahezu vollständig ausrottete.

Wer immer die Vergangenheit richtiger erklärt – für die letzten Jahrtausende und vor allem Jahrhunderte gilt sicher die Feststellung des Forstwissenschaftlers Prof. Dr. R. Mosandl, dass nämlich in dieser Zeit nicht das Klima, sondern der Mensch mit seinen Eingriffen die Wälder Mitteleuropas maßgeblich geprägt hat.

Die Bauern trieben Rinder und Schweine zur Mast in den Wald, die Laubstreu wurde herausgereicht und als Futter und Einstreu im Stall verwendet. Da im Wald im Gegensatz zum Acker kein Dünger den massiven Nährstoffentzug ersetzte, versauerten die Böden, wodurch der Nährstoffaustrag beschleunigt wurde. Der Wald wurde licht, und den Rest verbiss das gehegte Wild. Diese parkartigen Wälder prägten im Zeitalter der Romantik unser Naturbild und sie wurden als Englische Gärten nachgeahmt. Sie boten Lebensraum auch für konkurrenzschwache Offenlandarten, waren also „bunter“ als geschlossene Wälder. Als Hutewälder gelten sie deshalb heute als „ökologisch wertvoll“. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Waldweide eingeschränkt, heute lebt sie als Überrest z.B. in den Weiderechten von Bergbauern weiter oder wird von Landschaftspflegern imitiert.

Während der letzten fünf Jahrhunderte entstand ein wohl völlig neuartiger Waldtyp – der Auwald. Spontan würde man den üppigen Wald aus Silberweiden, Schwarzpappeln und Eschen als urtümlich einstufen. Tatsächlich aber ist er von Grund auf vom Menschen initiiert. Er verdankt seine Entstehung dem Zusammentreffen zweier Faktoren: Das Land war großflächig zu Ackerland gerodet, und die Niederschläge waren als Ouvertüre zur Kleinen Eiszeit intensiver geworden. Den Regengüssen war die Ackerkrume schutzlos ausgeliefert. Sie wurde in Schlammfluten mitgerissen und in den Tälern als Sand und Schluff (Korngröße zwischen Sand und Ton) abgelagert. Jede Überschwemmung ließ den Auenboden mächtiger werden. Dieser nährstoffreiche Boden wurde nicht genutzt, da er periodisch überflutet wurde. Das Überschusswasser versickert in den locker gelagerten Auenböden aber sehr schnell. Deswegen hemmen die kurzzeitigen Überschwemmungen das üppige Wachstum von Krautschicht, Sträuchern und Bäumen nicht, und so vermitteln manche Auwälder den Hauch von Urwald. Auf den frischen Schlammhängen keimen bevorzugt Silberweiden und bilden den „grausilbrigen Schaum von Au-Gebüsch und Wald“, wie H. von Doderer beschreibt.

Seit zwei Jahrhunderten wird Wald gezielt als Fichten- oder Kiefernmonokultur angepflanzt. Schon vorher gab es in den Alpen Aufforstungen, um Holz zum Salzsieden zu produzieren. Die Fichte war hierzu ideal, weil sie vom Wild kaum verbissen wurde und geflößert werden konnte. Im Gegensatz zur Buche geht sie im Wasser nicht unter. Außerdem war das Buchenfeuer zu heiß für die Legierungen der Salzpflanzen.

Der Wald heute

Als vor zwei Jahrhunderten Bauholz und Heizmaterial für den beginnenden, kapitalistischen Aufschwung zur Mangelware geworden war, veranlasste der Staat die Anlage der Staatsforste. Der Wald sollte nicht wild daher wachsen, sondern kalkulierbar produzieren. Gleichzeitig wollten die Jäger nicht auf hohe Wildbestände verzichten, weshalb in feuchteren Gebieten Fichten, auf trockeneren Böden Kiefern gepflanzt wurden. Beide Arten werden vom Wild nur ungern gefressen. So entstand z.B. der Ebersberger Forst bei München.

Die heutigen Wälder sind weitgehend das Ergebnis forstwissenschaftlicher Erkenntnisse, politischer Vorgaben und jagdlicher Interessen. Was als planbar angelegt wurde, unterliegt aber nur zum Teil dem Willen der Forstleute. Nicht nur die Erntereife oder die Nachfrage nach Holz bestimmen, wann das Holz aus dem Wald geräumt wird, sondern viel mehr Sturm und Käfer.

Mag sein, dass die düstere Monotonie der Forstmonokulturen einen gewissen Reiz ausübt, vor allem auf die Älteren unter uns. Als Kinder haben wir den Wald oft nicht anders gekannt. Recht vielfältig sind die Stangenforste trotzdem nicht.

Die hochwassergefährdeten Auen wurden weder besiedelt noch landwirtschaftlich genutzt. Zur Herstellung von Zündhölzern wurden Hybridpappeln angepflanzt. Aber seit das Wegwerf-Gasfeuerzeug dem Zündholz den Rang abgelaufen hat, verrotten die Pappeln am Wegesrand. Mit dem Bau von Hochwasserspeichern und Deichen wurden die Auen trocken gelegt. Nun wird das Weichholz durch Hartholz, vor allem durch Esche ersetzt, und mancherorts wird Mais angebaut. Auch wenn der in sporadischen Fluten absäuft, haben die Landwirte wegen der Subventionen längerfristig keinen Verlust.

In unserem dicht besiedelten Land gibt es aber immer noch Wälder, die sich naturnah entwickeln durften. Manchmal konnten sich Erbegemeinschaften nicht einigen und hatten keine Lust auf Forstwirtschaft. Meist sind es Flächen, auf denen Eingriffe zu mühselig sind und wo kein Vollernter rentabel eingesetzt werden kann. Seltener sind es Wälder, die bewusst sich selbst überlassen worden sind. Amtlicherseits bekam der wilde Wald in den 70er Jahren eine Chance, als Industrieabgase das Laub, die Nadeln und die Waldstreu versauerten. Die pressewirksamen Baumgerippe weckten die Sorge um unseren deutschen Wald. Das Rauchgas wurde entschwefelt und es wurden Naturwaldreservate eingeführt, um u. a. die Wirkung der Stoffeinträge zu beobachten. Nicht das Zulassen von Wildnis war die Idee, sondern die Beobachtung, wie Schäden vom Wald abgewendet werden können. Aber auch in bewirtschafteten Wäldern bleibt Totholz liegen, weil ihre Nutzung nicht lohnt. Als Nebenprodukt sehen wir also immer mehr wildnisartige Parzellen. Wir gewöhnen uns an diesen Anblick – ein neues Waldbild wird vor allem beim großstädtischen Waldwegbiker geprägt. Vielleicht erhöht sich damit generell die Akzeptanz für Naturwälder, die derzeit noch als „Verhau“ oder Ressourcenvergeudung gelten und „entrümpelt“ (Begriff der Fortwirtschaft) werden müssten.

Der naturnahe Wald braucht diese Akzeptanz, denn er ist erneut bedroht, diesmal nicht durch Abgase, sondern durch die ökologisch begründete, politisch gewollte Nutzung erneuerbarer Energien. Bis über das Jahr 2000 hinaus ist mehr Holz in den Wäldern gewachsen als geerntet wurde. Seit dem 1. Juli 2005 stehen aber die bayerischen Staatsforste unter der Obhut der gewinnorientierten „Bayerischen Staatsforsten“, einer Anstalt des öffentlichen Rechts, und nicht nur der Staatswald wird intensiver genutzt. Der Maschinenpark steht bereit. Mobile Häcksler zerhackschnitzeln mühelos Geäst, Schwachholz bis hin zum Baumriesen, wenn dieser nicht als Bauholz für Indien oder Möbelholz für China taugt. Wie in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg, als Heizmaterial knapp war, sägt auch der Holzwerber wieder Tag für Tag im Wald und „putzt“ ihn sauber aus.

Weiterhin wird also nicht der Klimawandel den Wald prägen, sondern viel mehr der Mensch durch seine Nutzung. Ich fürchte, besonders schön werden die kommenden Nutzwälder, z.B. auch als Monokulturen nordamerikanischer Baumarten, nicht sein. Forstminister Miller mahnt, mit geeigneten, ausländischen Baumarten dem Klimawandel aktiv zu begegnen.

Umso mehr sollten wir natürliche Waldflächen sichern.

Naturschutz – Waldschutz

Die Hälfte aller deutschen Naturschutzgebiete stehen unter Naturschutz. Geschützt sind diese damit noch lange nicht, auch nicht als FFH-Fläche, denn ordnungsgemäße Forstwirtschaft ist Naturschutz, also auch das Fällen von Alteichen. Wer schützt also die schönen, alten Wälder?

Der weitsichtige Naturschutz sollte nachdenken, ob durch die Klimaerwärmung der Halbtrockenrasen als derzeitiger Naturschutz-Hotspot mehr gefährdet ist als der naturnahe Wald. Wenn sich die „Natur“ über die landschaftsgepflegten Rasen und Feuchtwiesen hermacht, befürchten Artenschützer Schwund an Arten. Naturschutz bedeutet deshalb: Eingreifen, Gestalten, Erhalten, Wiederherstellen alter Zustände. Der Naturwaldschutz ist aber genau das Gegenteil: Zuschauen, gewähren lassen. Er steht deshalb im Konflikt mit dem Wertesystem unseres Naturschutzgedankens, wonach wir Arten und Biotopen einen Wert zuordnen und demnach schützen. Dieser Verhaltenskodex versteht sich als uneigennützig und hochmoralisch.

Der konservative Naturschutz will deshalb auch den Naturwald natürlich gestalten. Als Vorbilder dienen vergangene Nutzungsformen. Das Wissen über das Aussehen früherer Wälder finde ich sehr interessant. Als Leitbilder für den Naturschutz sind die ehemals ausgemergelten Wälder fragwürdig, und Wälder wie zu Zeiten der Wollnashörner kriegen wir sowieso nicht hin. Man kann Wisente und Heckrinder (fälschlich „Auerochsen“) kontrolliert im Wald halten und interessante Waldformen entstehen lassen, aber Naturwaldschutz schlechthin ist dieses Management nicht, und schon gar nicht lässt es sich mit der Vergangenheit begründen.

Es heißt, wir schützen, was wir kennen. Ich glaube eher, dass wir behalten wollen, was uns gefällt. Die Ästhetik ist ein wichtigeres Argument für den Schutz der Natur als viele Schützer eingestehen wollen.

Ästhetik entwickelt sich, wenn man sich mit dem Gegenstand, sei es Kunst oder Natur, auseinandersetzt. Lichte Hutewälder mit friedlichen Kühen sind bekannte Motive aus der Romantik. Wir finden sie schöner als tote Bäume und Dornestrüpp. Ungewohntes wird in einer ersten Reaktion gerne abgelehnt, echte Liebe auf den ersten Blick ist hier eher selten.

Geprägt durch Fichtenwälder fand ich anfangs die Isarauen, dieses grüne Dickicht unter dem Schirm der Eschen mit ihrem schmutzig-grünen Herbstlaub eher unschön. Heute fasziniert mich ein undurchdringlicher Auwald mindestens genau so wie ein Bergfichtenwald, dessen Unterwuchs sich auf Moose und Bergfrauenfarn beschränkt. Ich kann diese Faszination nicht mit dem jeweiligen Bestand an „wertvollen“, konsequenterweise auch „wertlosen“ Arten begründen. Natürlich freue ich mich über einen Grauspecht im Auwald und einen Dreizehenspecht im Bergwald. Aber meine Begeisterung für diese Wälder wird auch durch Eindrücke ausgelöst, die sich nicht in naturschutzfachlichen Wertigkeiten ausdrücken lassen.

Um ehrlich zu sein, sind mir die hoch gepriesenen volkswirtschaftlich positiven Funktionen des Waldes gleichgültig. Grundwasserspeicher, Erosionsschutz, CO₂-Speicher – alles wertvoll, aber daraus quillt keine Freude am Wald. Ich möchte den Wald auch nicht von Gesundheitsexperten als „Psychotop“ instrumentalisiert wissen.

Vielleicht findet jemand den tieferen Grund heraus, warum es im Wald so schön und warum der Naturwald so besonders schön ist – wenn man einen Zugang zu ihm gefunden hat.

Offensichtlich wird der naturnahe Wald auch von Naturfreunden weniger geschätzt als künstlich offen gehaltenes, ehemaliges Kulturland wie z.B. ausgehagerte Schafweiden und degenerierte Moore. Dies lässt sich zumindest aus den Naturschutzmaßnahmen von LBV und NABU schließen. Sie geben mehr eigene Mittel für Kauf und Pflege von Offenland aus als für die Sicherung von Wäldern.

Dabei haben sich schon in den 1970er Jahren Prominente wie der Zoologe Bernhard Grzimek, der niederbayerische Naturschutzbeauftragte Hubert Weinzierl und der Journalist Horst Stern weitsichtig für das Zulassen natürlicher Waldentwicklung eingesetzt. Ausgerechnet ein Forstmann, Hans Bibelriether, hat diese Idee schließlich im Nationalpark „Bayerischer Wald“ verwirklicht. Nach seinem Motto: Natur Natur sein lassen, darf sich Wildnis entwickeln.

Wildnis ist in Mitteleuropa nahezu immer Wald.

Waldformen und ihr Wert

Die Forstleute nennen den Wald „Holz“ und kennen viele Formen: Niederwald, Mittelwald, Plenterwald, Hutewald. Sie unterscheiden zwischen Femelschlag, Schirmschlag, Kahlschlag, Streifenschlag, nur um Beispiele zu nennen. Es wird heftig diskutiert, welche Methode forstwirtschaftlich die bessere, das heißt die wirtschaftlich wertvollere ist (siehe www.sdw.de).

Der klassische Naturschützer teilt diesen Nutzungsformen einen unterschiedlichen „ökologischen Wert“ zu. Der Plenterwald mit einem naturverjüngten, mehrstufigen Bestand ungleichen Alters wirkt am natürlichsten, wird aber häufig zum Holzeinschlag befahren und erfordert ein enges Wegenetz. Gut ist der Mittelwald, weil artenreich, sehr gut ist der Hutewald, weil noch artenreicher, ganz schlecht ist der Kahlschlag (obwohl er Lebensraum von Baumpieper, Schwarzkehlchen und Mäusejägern ist).

Den Liebhaber der Waldwildnis interessieren eher andere Formen und wie diese abhängig von Klima und Boden, also natürlicherweise entstanden sind: Schwarzerlenbruchwald auf nassen Böden, Grauerlenwald in der Aue voralpiner Flüsse, Spirkenwald auf Hochmoor, Aufichtenwald in den kalten Senken sowie Bergfichtenwald auf den Höhen der Gebirge, um auch hier nur einige Beispiele zu zeigen. Eine naturschutzfachliche Wertung entfällt, und die einzige Wertung liegt darin, dass die eine Waldform mehr gefällt als eine andere. Diese ästhetische Wertung ist rein subjektiv und steht deshalb außer Diskussion.

Ein Forst kann ästhetisch ansprechen, aber, genau besehen, gefällt besonders, was sich am Forstmann vorbei, ohne dessen Zutun und Absicht entwickelt hat: Der Fliegenpilz im Fichtendickicht, der Bärlapp im lichten Hochwald, die Vorhänge aus Waldrebe am Waldrand, der Efeu am Buchenstamm, die weißen Blüten des Sauerklees im düsteren Fichtenwald, das Leberblümchen im Buchenwald.

Ein Charakteristikum des Forstes, das der Waldwildnis meist fehlt, ist der Waldrand im Übergang zum Kahlschlag, zum Grünland oder zum Acker.

Der Waldrand besteht aus dem Waldmantel und dem Waldsaum. Im Idealzustand ist der Baumbestand des Waldmantels etwas anders zusammengesetzt als der Wald selbst, nämlich mehr mit lichthungrigen Bäumen wie der Hainbuche oder Pionieren wie Birke und Zitterpappel. Im vorgelagerten Waldsaum geht der Wald über in Gebüsch, Hochstauden und schließlich in einen Wiesenstreifen. Die Ökologen nennen solche Situationen allmählicher Übergänge „Ökokline“.

Diese unscharfe Grenzfläche zwischen Wald und Offenland kann besonders abwechslungsreich an Pflanzen und Tieren sein – naturschutzfachlich also wertvoll. Ökokline sind zwar grundsätzlich auch im Naturwald möglich, wenn Sturm, Feuer, Wasser oder Erdbeben eine Lichtung geschaffen haben. In seiner idealtypischen Ausprägung ist der Waldrand aber eine Eigenschaft des Forstes und lebt vom zerstörerischen Eingriff des Menschen. Denn sobald das Gebüsch zu weit vordringt, wird es zurückgeschlagen, und auch die Hochstauden werden regelmäßig abgemäht. Im Hutewald wird dieser scharfe Übergang durch den dauernden Verbiss verhindert und im wilden Wald hält sich dieses Sukzessionsstadium des Waldsaumes nur vorübergehend.

Wo jedoch der Naturwald an ein Gewässer grenzt, gibt es einen ähnlichen, quasistabilen Übergang. Der Wald dünnt aus zu Birken, Weidengebüsch, Hochstauden, Schilf, Seggen und amphibischen Pflanzen. Hochwässer, Verbiss durch Biber und Gänse sowie Wasserstandsschwankungen erhalten dieses Übergangsstadium. Der besondere, ästhetische Wert dieser Ökokline liegt in seiner natürlichen Entstehung und Erhaltung, die nicht vom beliebigen Wirken des Menschen abhängt.

Die Wildnis ist dort oft am reizvollsten, wo sich ihr Charakter ändert. So bezieht die Wildnis ihren ästhetischen Wert auch aus ihrem Gegensatz zum Kulturland. Waldwildnis braucht also, um schön zu sein, nicht unbedingt unendliche Weiten, sondern es reichen oft Flecken, eingestreut in unsere Kulturlandschaft. Aber diese sollten vor Motorsäge und Pflanzspaten gesichert sein.

Beim Anblick eines mächtigen Baumes schätzt der Forstmann die Festmeter und multipliziert mit dem derzeitigen Holzpreis. Der Naturschützer nimmt eine ökologische Wertung dieses Baumes als Lebensraum vor und beurteilt den Grad seiner Gefährdung. Der Wildnisfreund lässt sich beeindrucken von der Ausstrahlung des Baumes, die nicht in Zahlenwerten auszudrücken ist.

Waldwildnis bedeutet Dynamik

Die Entwicklung von Waldwildnis ist ein dynamischer Prozess, auch wenn dieser oft sehr langsam zu verlaufen scheint – langsam im Zeitgefühl von uns Menschen. Z.B. entsteht ein Spirkenwald auf Hochmoor, das sich wiederum aus einem Niedermoor entwickelt hat – über Jahrhunderte hinweg. Die Spirken können dem Moor in trockenen Sommern so viel Wasser entziehen, dass das Torfmoos austrocknen und von Heidekraut verdrängt werden kann. Dem Heidekraut können Waldkiefern und auch Fichten folgen, die ihrerseits die Spirken verdrängen. Dieser langsame und unmerkliche Prozess kann jedoch eine stürmische Wendung vollziehen – im wahrsten Sinn des Wortes. Die Kiefern und Fichten wurzeln im Moorboden nur flach und werden, wenn sie hoch genug sind, irgendwann einmal vom Sturm geworfen. Die weitere Entwicklung bleibt unserer Fantasie überlassen. Früher mag das Moor auch gebrannt haben, aber heute sorgt die Feuerwehr für ein rasches Ende dieser Art von Dynamik. Der Borkenkäfer kann den Tod eines kränkenden Fichtenwaldes beschleunigen. Rechtliche Vorgaben verbieten jedoch in aller Regel, diese Dynamik gewähren zu lassen.

Nicht nur in der Kernzone des Nationalparks „Bayerischer Wald“, sondern auch in einer kleinen Fichtenparzelle inmitten der Isarau bei Freising kann dem Wirken der Käfer zugeschaut werden. Hier waren die Fichten auf völlig ungeeignetem Auenboden angepflanzt worden und sterben nun stehend ab. Sobald die Nadeln abgeworfen sind, bieten die Baumgerippe wenig Windwiderstand, weshalb jedes Jahr nur einige umstürzen. In diesem Verhau, der nicht „entriimpelt“ wird, bekommen Wildschweine ihre Jungen, wuchern Heckenkirschen und Eschen – ein wilder Wald entsteht. Im Übrigen zeigen die Fichten im weiteren Umkreis, soweit der Boden für sie besser geeignet ist, keinen Käferbefall. Im Krimi der Käferhasser ist der Borkenkäfer eben doch nicht der Mörder, sondern der Totengräber.

Die im Verhau liegenden, vermodernden Stämme sind für Baumkeimlinge oft das einzige Saatbett, wenn der Waldboden vom dichten Moos oder Gras bedeckt ist. Der Forstmann nennt diese Vermehrung „Rannenverjüngung“. Man erkennt sie manchmal an Bäumen mit Stelzwurzeln, die oberirdisch gewachsen erscheinen. Tatsächlich ist aber die Unterlage vermodert.

Laub-Urwälder im Iran zeigen, wie der Wald bei uns aussehen könnte. Seinen Unterwuchs würde vor allem eine Baumart prägen, an die kaum jemand denken würde – die Eibe. Sie hat in unseren Wäldern keine Chance, da sie schon im Kleinststadium vom Reh weg gefressen wird. Insbesondere die Rehe sind also ebenfalls ein dynamischer Faktor bei der Ausprägung von Naturwäldern, und sie werden es bleiben. Das zeigen die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, wonach der Bestand trotz rechtlicher Vorgaben nicht hinreichend verringert wurde. Ich will nicht, dass die Rehe zusammengeschoßen werden, aber die winterliche Mastfütterung sollte verboten werden. Also wird die Eibe weiterhin nur an denjenigen Stellen wachsen, die für Rehe unerreichbar sind: Auf Felsblöcken, an Steilhängen oder im Verhau umgestürzter Bäume. Ebenfalls nur dort hat auch die Tanne eine Entwicklungschance.

Waldwildnis besonderer Art entsteht, wenn man den Biber gewähren lässt. Er staut Bäche, flutet Wiesen und Wald, erzeugt Feuchtbiotope, fällt ufernahe Bäume, weshalb die Ufer besonnt bleiben. Erlen verschmährt er meist, ihr Herbstlaub fällt in das Wasser und wird von Bachflohkrebsen bevorzugt gefressen. Die Bachflohkrebsen werden von Fischen gefressen – die Nahrungskette lässt sich weiter verfolgen.....

Für die Verbreitung der Eiche sorgen Eichelhäher und auch die Elstern. Sie verstecken die Eicheln weit entfernt vom Eichenbaum als Wintervorrat und vergessen einige von ihnen.

Dynamische Ereignisse werden als Katastrophe bezeichnet, wenn sie finanzielle oder auch ideelle Schäden verursachen. Im Naturwald gibt es keine Katastrophen, sondern biotische und abiotische Einflüsse, mehr nicht.

Wer die Folgen der Dynamik in den der Waldwildnis voll Interesse und ohne Sorge beobachtet, hat den Gedanken von Wildnis verinnerlicht. Er wird Waldwildnis als besonders schön empfinden.

Waldwildnis und Ästhetik

Van Gogh hat nur ein einziges seiner Bildern verkaufen können – an seinen Bruder. Niemand sonst schien die Pracht seiner Sonnenblumen zu erkennen und den heißen Wind zu spüren, der an den Zypressen rüttelt. Bilder wie die von Beckmann galten noch vor 60 Jahren als entartet und werden heute in Museen bewundert. Diese Bilder erschließen sich offensichtlich nicht allen Kunstsinnigen und nicht unmittelbar. Ähnlich ergeht es wohl der Waldwildnis. Sie wird als Wildwuchs, Chaos, Unordnung abgetan. Vielleicht müssen auch hier Jahrzehnte vergehen, bis die wilde Schönheit naturnaher Wälder erkannt wird.

Über die Gründe, warum Wildnis in unserem Land ein negatives Image hat, haben sich viele kluge Köpfe Gedanken gemacht. Ich versuche mir andersherum klar zu machen, warum Wildnis als schön angesehen werden kann.

- Jede Wildnis ist einzigartig, unverwechselbar, etwas Besonderes. Menschenwerk ist meist normiert und reproduzierbar. Gewerbegebiete in Holland unterscheiden sich von denen in Deutschland oder Ungarn zu wenig, um zur Identifikation zu taugen, und Thujenhecken rings um einen Kurzrasen mit zentraler Blautanne sind mit Garantie käuflich.

- Ein Hutewald ist reizvoll, auch eine magere Orchideenwiese und ein blütenreiches Niedermoor. Aber diese Natur aus Menschenhand bereitet Sorgen, denn ohne ordentliche Pflege verschwindet ihr Reiz. Vielleicht verbittert deshalb mancher Naturfreund im Laufe seines Lebens, weil vieles in der „Natur“ so „herunter gekommen“ ist. Die Waldwildnis dagegen ist gerade wegen ihrer Veränderungen reizvoll. Stürzt ein Baum, ist dies kein Anlass zu Sorge. Vielleicht hat ein Specht damit seine Höhle verloren, dafür legt die Gelbbauchunke ihren Laich in den vergänglichen Tümpel, den der aufgestellte Wurzelteller hinterlässt. Auf dem modernden Stamm sonnen sich Waldeidechsen zwischen den Fruchtkörpern der Porlinge.

- Wildnis ist schön, weil die Auseinandersetzung mit ihr Freude macht. Zuerst ist es die „Schaden“-Freude, dass der sich als allmächtig gebärdende Mensch nie imstande ist, einen Urwald hinzukriegen. Allenfalls gelingt ihm ein durchsichtiges Plagiat – Glaskügelchen statt Perlen. Dazu kommt die elitäre Freude, dass ein Urwald nicht jedem Freizeitkonsumenten zugänglich ist – rein physisch – nach dem Motto: Wir müssen leider draußen bleiben.

Schließlich gibt es noch die intellektuelle Freude, ökologische Zusammenhänge erkennen zu können, die nicht von der Beliebigkeit menschlicher Eingriffe verkompliziert werden.

Z. B. wachsen Riesenschachtelhalm, Waldschachtelhalm und Winterschachtelhalm, wenn man sie lässt, auf nassen Böden. Bei genauerem Hinsehen besiedelt der eine Quellsümpfe, der andere Böden über wasserstauenden Schichten und letzterer Standorte mit zügigem Grundwasser. Im ungestörten, wilden Wald finden sich solche Zusammenhänge mit großer Regelmäßigkeit, und das Wieder-Erkennen freut mich. Oder: In steilen Waldschluchten wächst die Eibe nur an Stellen, die das Reh, ein Liebhaber der weichen Nadeln, nicht erreichen kann. Dass die Eibe dort vorkommt, ist für mich ein Zeichen natürlicher Waldentwicklung. Eine Eibe aus dem Gartencenter, vom Naturfreund angepflanzt, bedeutet dagegen für mich nur Beliebigkeit.

In der Wildnis ist rückblickend vieles erklärbar und kaum etwas vorhersehbar. Darin liegt ihr Reiz.

- Wildnis ist schön, weil sie die Fantasie anregt. Da viele Orte nicht zugänglich oder einsehbar sind, bleibt freier Raum für die Fantasie. Der Zauber liegt oft im Verborgenen, Unbekannten.

Musil unterscheidet im „Mann ohne Eigenschaften“ zwischen dem logischen Denken mit seinem einfachen Ordnungssinn und dem affektivem Denken. Deren Gesetze würden sich „ungefähr so zueinander verhalten, wie die eines Holzplatzes, wo Klötze rechteckig behauen und versandfertig aufgestapelt werden, zu den dunkel verschlungenen Gesetzen des Waldes mit ihrem Treiben und Rauschen“. Er schreibt von „jenem ersten, geheimnisvollen und unbeschreiblichen Augenblick, ... ehe sich Gefühl und Anschauung voneinander trennen...“.

Vielleicht beinhaltet die Ästhetik den Versuch, Gefühl und Anschauung wieder zu verschmelzen, um diesen unbeschreiblichen Augenblick noch einmal zu erleben.